

**GRISCHKA
VOSS**

**Wer nicht kämpft,
hat schon verloren**

Erinnerungen
eines Gauklerkindes



Amalthea

**GRISCHKA
VOSS**

**Wer nicht kämpft,
hat schon verloren**

**Erinnerungen
eines Gauklerkindes**

Mit 67 Abbildungen



**Amalthea
Verlag**

Bildnachweis

Alle Abbildungen aus dem Privatarchiv der Autorin, außer S. 183 und 184 sowie 191 und 192: Herzlichen Dank dafür an Klaus Vyhnaek und Günter Macho!

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagfotos: Privatarchiv Grischka Voss

Lektorat: Maria-Christine Leitgeb

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,35/13,9 pt Chaparral Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-105-4

eISBN 978-3-903083-83-7

Für meinen Sohn Emil
und Markus

Inhalt

Prolog

I Frühe Kindheit

München
Stuttgart
Bodensee
China

II Lebenswege

Bochum
Wien
New York
Rückkehr nach Wien
Mein Weg

III Loslösung und Sterben

Mein Vater
Meine Mutter
Wiederauferstehung

Epilog

Personenregister



Ich mit »Grischka«-T-Shirt und meine Mutter im Jahr 1975

Prolog

Angefangen hat es schon einmal damit, dass ich keinen richtigen Namen habe ... Bis zu meinem sechsten Lebensjahr war mein Vorname - und daran bestand für mich kein Zweifel - Grischka, was wohl auf eine intuitiv-romantische Entscheidung meiner Eltern im Geiste der Siebzigerjahre, genau genommen, des Jahres 1969 zurückgeht. Mit Schulbeginn habe ich dann erfahren, dass ich laut Geburtsurkunde Christina Marion heiße. Zu alledem war auch mein Nachname aufgrund einer Beamenschlamperei falsch geschrieben, nämlich Voß. Ich gehörte also nicht einmal zur selben Familie wie meine Eltern ...

Damals durfte man seine Kinder noch nicht auf poetische Namen wie Majolie oder Bluesky taufen, daher haben meine Eltern wohl hektisch im Namensregister geblättert und sind gerade einmal bis zum Buchstaben C wie Christina (die Christliche) gekommen. Marion haben sie mich nach der Mutter meines Vaters benannt.

Von einem Tag auf den anderen wurde ich nun mit einem mir völlig fremden Namen gerufen, und meine Mutter verwendete ihn ab diesem Zeitpunkt, wenn sie besonders wütend auf mich war, quasi als Schimpfwort. Eine Zeit lang kämpfte ich noch verzweifelt um meinen richtigen Namen. Ich bastelte mir zum Beispiel T-Shirts, auf denen Grischka stand, aber irgendwann wurden mir die ewig gleichen Fragen - »Ja, aber wieso heißt du dann Christina im Pass und was ist Krisska für ein komischer Name? Man kann ihn ja nicht einmal aussprechen!« - zu dumm.

Ich gründete den sogenannten inneren Kreis von Menschen, die mich Grischka nannten und mir sehr nahestanden, Familienmitglieder etwa oder Theaterfreunde, und den sogenannten äußeren Kreis, der aus Menschen bestand, mit denen ich amtlich, gewissermaßen also offiziell verkehrte, Mitschüler etwa, Lehrer, später auch Kollegen und Arbeitgeber.

Als ich sechzehn Jahre alt war, schenkte mir ein Freund das Buch *Grischka und sein Bär*, und ich erfuhr, dass Grischka die Koseform des russischen Namens Grigori war, eines Männernamens also. Nach dem Tod meiner Eltern im Jahr 2014 entdeckte ich beim Räumen ihres Hauses einen kleinen Ordner, in dem meine Großmutter Marion alle Briefe meiner Eltern aufbewahrt hatte. In diesen Briefen fand ich endlich die Bestätigung für ein Gefühl, das mich zeitlebens begleitet hatte: Ich hätte eigentlich ein Sohn werden sollen. Ich hatte also nicht nur keinen richtigen Vornamen, sondern auch noch das falsche Geschlecht!

Mein Vater schrieb am 4.3.1969 in Braunschweig an seine Mutter Marion:

Liebstes Muggelchen!

Vergiss nie, dass wir deinen Rat immer brauchen und die Heimat, die du uns gibst! Wir brauchen dich unendlich!

Der Mümmelmann bekommt die wunderbarste Großmutter der Welt! Und wir beide haben die wunderbarste und liebste Mutter der Welt in dir! So ein kleines Kerlchen würde eigentlich gerade noch zu unserer kleinen Familie passen. Er soll Kai Oliver heißen oder Marc Oliver, wenn er ganz dunkle Haare haben sollte ...



Brief meines Vaters

Meine Mutter schrieb ihr am 20.3.1969:

Mein liebes Muggelchen!

Inzwischen geht es mir wieder sehr gut, ich stehe schon wieder nachts auf, um nochmals zu futtern. Der Mümmelmann wird also die Woche Hungerkur in einigen Tagen wieder überstanden haben. Zum Glück kann man sich auf die Plazenta verlassen, und ich brauche mich nicht zu sorgen, dass der Mümmelmann irgendwelche Krankheitskeime abbekommen hat. Außerdem strampelt er so ungestüm, dass es ihm bestimmt gut geht ...

Mein drittes Problem zeigte sich bereits im Sandkasten: Ich war ein Kind, das sich ungerührt von anderen Kindern das Spielzeug aus der Hand reißen ließ und dabei weder weinte, noch wütend wurde, geschweige denn das Eigentum zurückholte. Vielmehr schaute ich eine Weile mit großen, überraschten Augen herum und suchte mir dann genügsam, wie ich war, etwas Neues zum Spielen. Man könnte also sagen, mir fehlte angeborenerweise der Selbstverteidigungstrieb oder die Fähigkeit, mich abzugrenzen. Großartige Voraussetzungen für das Leben in einer Leistungsgesellschaft!



Ich bei der Buchauswahl, München 1971

I Frühe Kindheit

München

Ich habe die Siebzigerjahre als eine Zeit wahrgenommen, in der alle Erwachsenen zutiefst politisch waren, ständig diskutierten, viel lasen, demonstrierten und sehr aufgeregt waren. Meine früheste Erinnerung: Als fast Dreijährige wurde ich auf dem Balkon vom Enthusiasmus der vorbeiziehenden Demonstranten mitgerissen und stimmte, so laut ich konnte, begeistert in das *Ho-Ho-Ho-Chi-Minh* unten auf der Straße ein. Schon sehr früh interessierte ich mich auch für Bücher. Ich war leidenschaftliche Daumenlutscherin, und wenn mein *Böti*, eine alte zerfetzte Stoffwindel, in der Wäsche war, räumte ich großflächig die Bücherregale meiner lesebegeisterten Eltern leer und wählte meine nächste Lektüre, indem ich eine Seite aufschlug, eine Ecke abriss, über meinen Daumen faltete und sie *las*, respektive abnuckelte.



Beim »Lesen«

Mein Vater fristete nach Engagements in Konstanz und Braunschweig relativ frustriert eine Spielzeit am Residenztheater in München. Während draußen beinahe täglich gegen die Vietnampolitik demonstriert wurde, fanden im Theater hitzige Auseinandersetzungen zwischen Bühne und Zuschauerraum statt. Das Publikum forderte progressives Theater.

Eines Tages brachte mein Vater eine Schachtel mit einem Hundebaby nach Hause. Jemand hatte sie einfach im Garderobengang abgestellt, mit einem Zettel, auf dem »Bitte mitnehmen!« stand. Sofort nahm ich mich des

Hundebabys an und taufte es auf den Namen *Übü*. Im Prinzip nannte ich zu dieser Zeit alles *Übü*, weil ich das Wort Rüssel noch nicht sagen konnte und geradezu besessen von Elefantenrüsseln war ...

Durch *Übü* bekam ich zumindest für ein Jahr - danach wurde er zu meiner größten Empörung von meinen Eltern weggegeben, weil in der nächsten Wohnung, die wir im Begriff waren zu beziehen, Hunde verboten waren - einen Eindruck, wie sich das Leben mit einem Geschwisterchen anfühlen würde. *Übü*, eine wilde Mischung aus Chow-Chow, Schäferhund und noch einigem mehr, brachte regelmäßig meine mühevoll errichteten und fein ausbalancierten Holzklötzchentürme zum Einsturz, woraufhin ich als Vergeltungsmaßnahme stets sein gesamtes Feuchtfutter herunterwürgte. Ich knabberte übrigens auch mit Begeisterung die säuerlich schmeckenden Schwefelköpfe von Streichhölzern ab - ganze Schachteln voll, mit *Übü* unter dem Tisch sitzend, während die Erwachsenen über uns langweilige Sachen diskutierten.

Nicht selten brachte *Übü* meine Mutter und mich in Situationen, in denen wir von aggressiven Passanten beinahe körperlich angegriffen wurden. Er hatte die Angewohnheit, mit einem extralangen Stock im Maul zwischen den Beinen der Fußgänger hindurchzurennen und sie mit gezielten Stockschlägen in die Kniekehle reihenweise zu Fall zu bringen. Nicht gerade sehr höfliche Bayern schrien uns »Sie Wühdsau!« hinterher. Wurden wir zusätzlich auch noch verfolgt, schnappte mich meine Mutter schnell und rannte mit uns in den schützenden Englischen Garten. Während meine Mutter einmal versuchte, *Übü* den Stock zu entreißen, nützte ich die Zeit dazu, mir so viele Vogelbeeren wie nur irgend möglich in die Nase zu stopfen. Der Ausflug endete mit meiner ersten Blaulichtfahrt ins Krankenhaus ...



Meine Eltern und Übü, München 1971

Stuttgart

1972 zogen wir nach Stuttgart um. Übü kam auf einen Bauernhof, wo ihm ein Jahr später eine Kuh das Genick brach.

Mein Vater war vom umstrittenen, weil als zu unpolitisch geltenden Hans Peter Doll engagiert worden, und ich machte die Bekanntschaft mit für mich zutiefst beeindruckenden Schauspielerpersönlichkeiten wie Kirsten Dene, Lore Brunner, Therese Affolter, Branko Samarovski, Peter Sattmann, Traugott Buhre, Edith Heerdegen und Martin Schwab, der mich mit seinen weißen Synthetikrollkragenpullovern irgendwie immer an Cary Grant erinnerte ...

Komischerweise wurde ich ausgerechnet in einen katholischen Nonnenkindergarten geschickt, obwohl meine Mutter Nonnen hasste und, wie sie mir am Höhepunkt meiner Engelverehrungsphase mitteilte, eine erklärte Atheistin war und an Engel schon gar nicht glaubte. Sie hatte selber eine katholische Nonnenschule besucht und einschlägige Erfahrungen gesammelt. Aber der Kindergarten war zu Fuß von unserer Wohnung leicht zu erreichen, man musste einfach nur die Treppen hinunterlaufen - in Stuttgart befand sich alles entweder oben auf einem Berg oder unten im Tal.

Bereits an meinem ersten Kindertag beschloss ich kurz vor dem Mittagessen, dass dies nicht der passende Ort für mich war. Die seltsamen Kopfbedeckungen der Nonnen, die nicht nur die Haare verhüllten, sondern auch das Gesicht nur eingeschränkt freigaben, waren mir suspekt, außerdem fand ich, dass die *Pinguinfrauen* gemein funkelnde, kleine Äuglein hatten. Lächelnd, aber bestimmt nahmen sie mir das Spielzeug, mit dem ich gerade beschäftigt war, aus der Hand, da sie befanden, dass nun Zeit für das Mittagsgebet und das Mittagessen war. Die freundliche Art, mit der sie das sagten, war für mich leicht zu durchschauende Verlogenheit, hinter der ich das Schlimmste vermutete. Abgesehen davon beteten wir zu Hause nie und Hunger hatte ich auch gerade nicht. Ich lächelte genauso verlogen zurück, gab ihnen die Spielsachen und teilte ihnen freundlich mit, ich müsse noch auf die Toilette, um meine schmutzigen Hände zu waschen. Immer noch lächelnd, zog ich mich langsam in den Vorraum zurück, wo sich die Toiletten befanden, wartete, bis ich nicht mehr beobachtet wurde, schlüpfte geräuschlos durch die Eingangstür in den Garten und kletterte beherzt und unbemerkt über den Zaun und marschierte nach Hause. Meine Mutter war sehr überrascht, als ich plötzlich klingelte und freudig »Bin da-a!« durch die

Gegensprechanlage piepste. Sie fragte, was denn geschehen sei. Nach meiner dramatischen Schilderung der empörenden Ereignisse wurde sie furchtbar wütend, nahm mich an der Hand und wir gingen zurück zum Nonnenkindergarten. Ich wurde erstmals Zeuge, wie meine Mutter jemanden wegen mir regelrecht zur Sau machte, wie man so schön sagt. Sie schrie sich, glaube ich, ihren ganzen Kindheitszorn über katholische Nonnen, gepaart mit der Wut, weil man ihr Kind nicht gut betreut hatte, von der Seele. Die *Pinguinfrauen* blickten mit verschreckten Maulwurfsäuglein zu Boden und machten verbissen lächelnde Mündchen.

Daraufhin kamen meine Eltern zu der Ansicht, ich sei hochsensibel, und meldeten mich in einem Waldorfindergarten an. Dort blieb ich freiwillig.

Kabale und Liebe (1973) war mein erster Theaterbesuch. Ich war vier Jahre alt und derart begeistert, meinen Vater auf der Bühne zu sehen, dass ich mich nach nur wenigen Minuten auf den Klappstuhl stellte, in Windeseile splitternackt auszog und meine Kleider ins Publikum schleuderte, weil mir vor Aufregung so heiß geworden war.

Im Herbst 1975 übernahm Claus Peymann die Intendanz am Staatstheater Stuttgart, und ich kam in die Freie Waldorfschule am Kräherwald, gewissermaßen also in den Adlerhorst der Waldorfschulen. Auch hier machte ich bereits am ersten Tag einen Abgang. Nach der Begrüßungsfeier, bei der jeder Erstklässler eine Sonnenblume von einem Abiturienten überreicht bekam, beschloss ich, dass es nun genug mit der Schule war und trottete nicht brav mit den anderen Schulanfängern in die erste Klasse, sondern überredete ein kleines Mädchen, mit mir abzuhauen und ein Eis essen zu gehen. Als wir eineinhalb Stunden später mit eisverschmierten Gesichtern

zur Schule zurückschlenderten, weil wir dort von den Eltern abgeholt werden sollten, erwarteten uns vier Polizeibusse und ein Suchtrupp mit Hunden. Im benachbarten Kräherwald waren des Öfteren Kinder verschwunden. Wir blickten in eine Runde von etlichen besorgten Lehrern, Mitschülern und völlig aufgelösten Eltern.

Als Initiatorin dieser Missetat musste ich zum Schulleiter. Gemeinsam mit meiner Mutter stieg ich die knarrende Holzterappe des alten ehrwürdigen Schulgebäudes für die Oberstufe hinauf, wo sich - logischerweise ganz oben - das Büro des Direktors befand. Er wirkte sehr ausgezehrt, blickte mich ernst an und begann mir ins Gewissen zu reden. Wie immer, wenn mich etwas emotional überforderte, senkte sich in meinem Inneren ein dickes Eisentor. Ich hörte zwar peripher zu, war aber innerlich vollkommen distanziert und zog mich in eine meiner Fantasiewelten zurück. Erholt und gestärkt kehrte ich daraus zurück, als mich meine Mutter mit dem Ellbogen anstieß. Lächelnd schüttelte ich die knochige Hand des Direktors und nickte. Das schien mir in diesem Moment angebracht. Im Treppenhaus blieb meine Mutter plötzlich stehen, zog die Augenbrauen nach oben und sah mich fragend an. Ich grinste, senkte den Blick und sagte: »Tut mir leid ...!« Ich dachte, wir könnten jetzt endlich nach Hause gehen, aber weit gefehlt. Da ich dem Direktor ja nicht zugehört hatte, wurde ich nun von meiner Mutter über den nächsten Programmpunkt aufgeklärt. Ich musste mich bei jedem meiner neuen Lehrer vorstellen, ihm die Hand geben - ein geradezu exzessiv betriebenes Ritual aller Anthroposophen - und mich entschuldigen. Das Ganze in einem unvergesslichen Outfit, einem schwarzen Samthosenanzug, der mir eigentlich schon zu klein war. Meine Omi mütterlicherseits, die wegen Geldmangels meine gesamte Garderobe strickte und nähte und dabei

immer nur Reste verarbeitete, was gelegentlich zu äußerst gewagten Farbkombinationen führte, hatte an den zu kurz gewordenen Ärmeln und Beinen meines Hosenanzugs rotweiß geblünten Stoff angestückelt.



Erster Schultag in Omis Hosenanzug, Stuttgart 1975

Natürlich wollte ich nach diesem Einstand erst einmal raus aus dem Rampenlicht, was sich als schwierig herausstellte, da ich damals eines der wenigen Einzelkinder war, und das an einer Waldorfschule, wo die Durchschnittsfamilie vier bis fünf Kinder hatte. Einzelkinder waren dort eine suspektere, als böswertige Egoisten verschriene Minderheit. Folglich antwortete ich auf die Frage meiner Mitschüler, ob ich noch Geschwister hätte, mit: »Ja, aber meine beiden älteren Brüder sind gerade bei einem schweren Verkehrsunfall gestorben!« Daraufhin wurde meine Mutter mit zahllosen Beileidsanrufen bombardiert. Meine kleine Geschichte flog auf und ich galt von da an nicht nur als Schulschwänzerin, sondern auch noch als Lügnerin.

Auch wenn ich kaum die Fähigkeit besaß, mich selbst zu verteidigen, war mein Bedürfnis, anderen zu helfen und sie zu beschützen, sehr groß. Kurz gesagt, ich hatte einen ausgeprägten Messiaskomplex. Stets kümmerte ich mich aufopfernd um jedes kleine Pflänzchen, jedes verwundete Tier oder unbeliebte Kind - später kamen dann noch Männer dazu ... Meine besten Freunde waren stets sehr schüchterne, skeletthaft dünne Mädchen oder Jungen, die sonst keine Freunde hatten, oder Brillenträger mit chronischem Mundgeruch, Sommersprossen und roten Haaren, im besten Fall waren sie auch noch Vollwaisen, die bei ganz strengen Zieheltern lebten.

Ich werde nie den stoischen Gesichtsausdruck des entführten Industriellen Hanns Martin Schleyer vergessen (1977). In regelmäßigen Abständen wurden in den Nachrichten Fotos von ihm gezeigt, mit einem demütigenden Schild um den Hals, auf dem die Anzahl der Tage seiner RAF-Gefangenschaft stand. Die Gefasstheit, mit der Schleyer in einer Videobotschaft den Staat anklagte, ihn einfach zu opfern, wühlte mich entsetzlich auf. Drei

Tage vor seiner Ermordung richtete sein ältester Sohn einen verzweifelten Appell an Helmut Schmidt und die Regierung, den Forderungen der Geiselnnehmer doch nachzugeben. Es zerriss mir beinahe das Herz vor Mitleid.

Das Gefühl der Ohnmacht im Angesicht einer derart dramatischen sozialen und politischen Entwicklung, die in einer Katastrophe zu enden drohte, gehört sicher zu den prägendsten Erfahrungen meiner Kindheit. 1972 waren die Anführer der Roten Armee Fraktion, Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Ulrike Meinhof, Holger Meins und Jan-Carl Raspe, wegen mehrfachen Mordes und Bombenanschlägen in Kaufhäusern und auf das Axel-Springer-Hochhaus verhaftet worden. Überall an den Stuttgarter Hauswänden prangte das RAF-Symbol und verbreitete eine angstvolle und aufgebrachte Stimmung unter der Bevölkerung. Die Stuttgarter schienen in zwei Lager gespalten zu sein, und es fanden regelrechte Generationenschlachten statt zwischen Studenten und jungen Leuten wie auch meinen Eltern und deren Eltern, die mit Vergangenheitsbewältigung beziehungsweise mit der Verdrängung derselben kämpften und sich in ihrem konservativen, materialistischen Weltbild bedroht sahen.

In den Nachrichten wurde über den Bau des neuen Gerichtsgebäudes berichtet, das extra für den Baader-Meinhof-Prozess neben dem Gefängnis in Stuttgart Stammheim errichtet worden war. Der Gerichtssaal hatte keine Fenster und Wände aus rohem Beton, er wurde mit Neonlicht beleuchtet, über den Hof war ein Stahlnetz gezogen worden, weil man Angst vor Befreiungsversuchen aus der Luft hatte. Immer wieder hörte man von unwürdigen Haftbedingungen. Holger Meins, einer der angeklagten Terroristen, trat in den Hungerstreik und starb noch vor Prozessbeginn an den Folgen. Das Bild seines bis aufs Skelett abgemagerten Körpers hat sich tief in meine Erinnerung eingegraben. Es hieß, die Inhaftierten

würden durch Isolationshaft gequält und gedemütigt. Gleichzeitig begingen die RAF-Mitglieder der sogenannten zweiten Generation ein Terrorverbrechen nach dem anderen, um die Gefangenen freizupressen. Vertreter des Staates und der Wirtschaft, etwa Siegfried Buback und Jürgen Ponto, wurden regelrecht hingerichtet, Bombenanschläge folgten und das Flugzeug *Landshut* wurde entführt. Beinahe täglich waren die Menschen – so auch ich – hin- und hergerissen zwischen Mitleid mit den Terroristen, Entsetzen über ihre brutalen Morde und tiefem Mitgefühl für die Angehörigen der Opfer.

Nach dem *Sandmännchen* um 19 Uhr setzte sich mein Vater jeden Abend zu mir vor den Fernseher in Erwartung der *Tagesschau*. Wir hatten uns dafür ein nervenaufreibendes Ritual zurechtgelegt: Beide zogen wir die schlimmsten Grimassen, und zwar bis kurz vor dem Gong, mit dem die *Tagesschau* um 20 Uhr begann. Wenn man die Grimasse bis über den Gong hinaus beibehielt, blieb sie für immer und ewig im Gesicht haften – behauptete mein Vater zumindest ...

Im Jahr 1975 begann der Stammheim-Prozess. Man sah eine Heerschar von Polizisten auf dem Gelände des Gerichtsgebäudes, das an eine Festung erinnerte. Die Richter ließen sich von den Beschimpfungen seitens der Angeklagten provozieren, das Verfahren selbst hatte eine Art polizeistaatlichen Charakter, was den Vorwurf der Angeklagten diesem Staat und seiner Justiz gegenüber nur bestätigte, angefangen von den sogenannten Zwangsverteidigern und haftbedingten Gesundheitsschäden. Ein Jahr nach Prozessbeginn erhängte sich Ulrike Meinhof in ihrer Zelle. Es wurde bekannt, dass Briefe zu den anderen Gefangenen durchgelassen worden waren, die Stricke enthielten und die Aufforderung, das Gleiche zu tun.

Der Rechtsanwalt und spätere Politiker Otto Schily bezeichnete das Verfahren damals als »systematische Zerstörung aller rechtsstaatlichen Garantien«.

Im *Deutschen Herbst* 1977 überschlugen sich die Katastrophen und gipfelten in der Befreiung des entführten Flugzeugs *Landshut* in Mogadischu durch ein Kommando der GSG9, einer Spezialeinheit der deutschen Bundespolizei. Noch in derselben Nacht nahmen sich Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe das Leben - ein bis heute von Mordtheorien umranktes Ereignis - und das Entführungsoffer Hanns Martin Schleyer wurde erschossen. Nur wenige Tage danach sah man Bilder von Helmut Schmidt bei seiner Trauerfeier. Schmidt, der Mann, der hart geblieben war und sich von den Terroristen nicht in die Knie hatte zwingen lassen. So charismatisch ich den kettenrauchenden Politiker auch immer gefunden habe, so sehr hasste ich ihn damals - als Achtjährige - für seine Härte.

Die Folge all dieser Ereignisse war eine regelrechte Hetzjagd nach geistigen Helfern des Terrors und seinen Sympathisanten. Die machte naturgemäß auch nicht vor dem Theater halt, dem Ort, wo ja angeblich Menschen ohne Moral ihr Unwesen trieben, Orgien feierten, dem Alkohol und Drogen frönten, provozierten und politisch verdächtig waren. Aus diesem Grund wurde ich als Kind übrigens so gut wie nie zu Geburtstagspartys eingeladen. Claus Peymann war wegen seines politisch engagierten Spielplans ohnehin suspekt, zusätzlich hatte er aus Mitleid einhundert D-Mark für die Zahnbehandlung der inhaftierten Terroristen gespendet. Sein Kopf wurde als einer der ersten gefordert, er blieb jedoch, wie damals auch Helmut Schmidt, hart und war bis zum Ende seiner Spielzeit im Jahr 1979 Intendant des Stuttgarter Staatstheaters. Dennoch nahmen ihn diese Anfeindungen, glaube ich zumindest, sehr mit: Ich erinnere mich an ihn in

dieser Zeit als einen an ein trauriges Walross gemahnenden, schnurrbärtigen Mann, der sich ab und an auf dem Schoß von Frauen sitzend – ich kannte es bis dato nur umgekehrt – trösten ließ. Jedenfalls tat er mir sehr leid.

Mit einem Mal waren alle, die mit dem Theater zu tun hatten, verdächtig. Meine Mutter und ich wurden einmal, nachdem wir meinen Vater ins Theater begleitet hatten, beim Spaziergang über den Rasen des Stuttgarter Schlossparks plötzlich von zwei bedrohlich wirkenden Männern, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren, flankiert. Sie drängten sich zwischen meine Mutter und mich und wollten von meiner Mutter wissen, woher sie käme, wohin sie wolle, und forderten ihren Ausweis. Wir waren beide furchtbar erschrocken und hatten Angst. Meine Mutter begann aggressiv zu werden, fragte, wer die Herren seien und was das solle. Die Männer behaupteten, Polizisten in Zivil zu sein. Meine Mutter forderte sie dazu auf, ihr erst einmal ihre Polizeiausweise zu zeigen, was sie nicht taten. Meine Mutter selbst hatte keinen Pass bei sich, nur ihren Studentenausweis. Der gelte nicht, sagten die Männer und packten sie rechts und links am Arm. Sie schrie, man solle sie gefälligst loslassen. Die Männer antworteten, sie müsse mit aufs Revier, bis jemand mit ihrem Pass dorthin käme. Meine Mutter wiederum schrie, dass das gänzlich unmöglich sei, und bat sie, wenigstens das Kind in Ruhe zu lassen. Als die Männer infrage stellten, ob ich überhaupt ihr Kind sei und nicht vielleicht eine Tarnung, geriet ich in Panik und bekam Angst, die Männer würden meine Mutter einfach verschleppen und mich alleine im dämmerigen Park zurücklassen. Ich fing an zu weinen und rief laut: »Hilfe, die nehmen meine Mama mit!« Das wurde den Herren rasch unangenehm, weil nun auch erste Spaziergänger stehen blieben. Sie ließen meine Mutter los. Einer der Spaziergänger kam näher und fragte, was da los sei. Ich schluchzte und erklärte ihm, dass sie

meine Mutter wegbringen wollten. Auch meine Mutter fing an zu weinen. Der Spaziergänger forderte die Männer daraufhin auf, sich auszuweisen, und fragte, was sie denn von meiner Mutter wollten. Ihm zeigten die Männer ihren Polizeiausweis sofort und antworteten, meine Mutter sei wahrscheinlich eine gesuchte Terroristin und leiste Widerstand gegen die Staatsgewalt, man müsse sie daher mitnehmen und ihre Personalien überprüfen. Ich weinte vor Angst und Empörung, dass meine Mutter eine Verbrecherin sein sollte und eingesperrt würde, noch lauter. Unangenehm berührt von meinem Geheule, lenkten die Männer etwas ein und fragten, ob meine Mutter freiwillig mitkommen würde auf die Wache. Sie dürfe dann auch jemanden anrufen, der sie legitimieren könne. Ich packte ganz fest die Hand meiner Mutter und war mir in diesem Moment ganz sicher, dass ich sie gerettet hatte.

Die Eltern meiner Mutter waren gerade bei uns zu Besuch, und als schließlich mein Opa mit dem Pass und seiner Aura als Berufssoldat in beige Kurzarmhemd, Bügelfalten-Shorts, weißen Socken und beigen Leisetrettern (meine Bezeichnung für unerotische Kreppsohlenschuhe) in Erscheinung trat, galten wir sofort wieder als ordentliche Staatsbürger und durften gehen.

Ich mochte meinen Opa nicht besonders, weil er ein Grapscher war, und hätte ihm am liebsten gegen das Schienbein getreten, als er meiner Mutter vorwarf, man gehe auch nicht einfach so verlottert gekleidet - sie trug Jeans, Stiefel, ein altes Hemd meines Vaters, eine Schafwollweste und eine Kassenbrille - über einen Rasen, noch dazu ohne Handtasche!

Kurz darauf konnte ich auch meinen Vater aus einer ähnlich prekären Situation retten. Wiederum weinte ich lauthals ... Wir waren gerade in der Lebensmittelabteilung eines Kaufhauses einkaufen oder besser gesagt *klaufen*,

wie es familienintern genannt wurde. Da meine Eltern fast kein Geld hatten, war es absolut üblich, dass das eine oder andere Lebensmittel einfach *geklaubt* wurde, meine Lieblingswurst, die Gelbwurst, etwa. Ich war darauf trainiert, sie in Windeseile auf dem Weg zur Kasse hinunterzuschlingen und den Wurstzettel dezent verschwinden zu lassen. Auch für meine Versorgung mit Süßigkeiten war ich selbst verantwortlich. Meine Spezialität waren gezuckerte Erdbeeren, die innen aus einer Art Marshmallowteig bestanden. Nach dem Vertilgen der ganzen Tüte war mir regelmäßig kotzübel. Auch Spielsachen wie zum Beispiel klitzekleine Gabeln und Messer für meine Puppenstube oder ähnliche Accessoires fanden ihren Weg in meine Hosentasche. Meine Technik war zwar extrem auffällig, aber immer erfolgreich. Ich stellte mich vor das Objekt der Begierde, betrachtete es lange, nahm es in die Hand, legte es wieder zurück, schaute wieder, nahm es erneut in die Hand und wiederholte diesen Vorgang etliche Male. Irgendwann ließ ich es dann einfach in der Hand und tat nur so, als würde ich es zurücklegen. Das heißt also, meine Technik bestand im langsamen Ermüden eines etwaigen Beobachters, bis dieser irgendwann gelangweilt wegschaute ... Meine Mutter hingegen steckte die *geklaften* Sachen einfach in ihre riesige Handtasche, mein Vater ließ die Beute durch die stets löchrigen Taschen seiner Jacken oder seines braunen Plüschmantels ins Futter gleiten.

Es war kurz vor Weihnachten. Mein Vater hatte das Bedürfnis, ein paar Schweinereien, wie er sagte, für Weihnachten zu *klauen*, die selbstverständlich nicht im Budget waren, wie eine kleine Entenleberpastete oder - noch kurz vor der Kasse - ein Döschen Billig-Kaviar. Plötzlich trat ein Mann an uns heran, sagte leise zu meinem Vater, er sei Ladendetektiv und hätte ein paar Fragen an ihn. Wir sollten ihm bitte folgen, er könne jedoch auch

gleich die Polizei rufen, wenn mein Vater das wolle. Das war ein überzeugendes Argument und wir trotteten bedrückt hinter dem Ladendetektiv her. Ich nahm die Hand meines Vaters, um ihm zu zeigen, dass ich bei ihm war. Wir nahmen in einem kleinen Büro im Lagerbereich der Lebensmittelabteilung an einem grauen Tisch Platz. Der Mann betrachtete uns beide. Es war ihm sichtlich unangenehm, dass ein Kind anwesend war. Mit leiser Stimme erklärte er, er habe genau gesehen, dass mein Vater eine kleine Kaviardose eingesteckt hatte. Mein Vater blickte zu Boden und seufzte. Ich spürte, jetzt war der Moment, um mit dem Weinen anzufangen. Das tat ich auch, und es fiel mir nicht schwer, denn mir war wirklich zum Weinen zumute, schließlich wusste ich ja bereits, dass man ins Gefängnis kam, wenn man seine Schulden nicht bezahlen konnte. Nun blickte der Ladendetektiv zu Boden. Ich drückte noch fester die Hand meines Vaters und sah ihn an. Er versuchte zu lächeln, was ihm nicht besonders gut gelang. Dann fixierte ich mit zitternder Unterlippe den Detektiv. Schließlich zog er scharf die Luft ein und murmelte: »Also sagen wir, Sie geben mir jetzt 20 D-Mark bar auf die Hand und wir vergessen die Sache - wegen dem Kind!« Mein Vater sagte leise ja, kramte aus der Brusttasche einen zerknitterten Zwanzig-Mark-Schein, legte ihn auf den Tisch - und dann passierte das unfassbar Schreckliche. Mein Vater stand abrupt auf und alle *geklaften* Waren im Futter seines braunen Plüschmantels purzelten durcheinander. Es machte ein ohrenbetäubendes Klunk! Wir erstarrten alle drei. Geschockte Blicke wanderten zwischen mir, meinem Vater und dem Ladendetektiv hin und her. Eine gefühlte Ewigkeit bewegte sich keiner. Dann sog der Detektiv ganz viel Luft durch die Nase ein und ließ sie mit einem scharfen Geräusch wieder entweichen. »Gehen Sie einfach - jetzt - auf der Stelle!«, zischte er uns an. Wir marschierten schnurstracks aus dem Büro, grußlos, ohne uns auch nur ein einziges Mal